Nr. 37. 37. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Dienstag, 21. Januar 1908

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Bodhsohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die Wahlrechtsinterpellation im Reichstage.

Morgen soll die sozialdemokratische Wahlrechtsinterpellation im Reichstage besprochen werden. Damit kommt das preußische Dreiklassenwahlrecht vor das Forum des Deutschen Reichstages. Die Fassung der Interpellation ist so geschickt, daß sich Fürst Bülow ihrer Beantwortung kaum entziehen kann. Vielleicht lehnt er es ab, sich darüber zu äußern, weshalb am 12. Januar in den Kasernen Militär konsigniert worden war. Aber die erste Frage der Interpellation:

Aus welchen Gründen hat der Reichskanzler in der Sitzung des preußischen Landtages vom 10. Januar d. J. die Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf einen Bundesstaat als dem Staatswohl nicht entsprechend bezeichnet?

wird Fürst Bülow schwerlich unbeantwortet lassen können. Trotz seiner diplomatischen Geschicklichkeit war er in seiner kurzen Antwort vom 10. Januar nicht Diplomat genug; er gab sich die Blöße, das Reichstagswahlrecht in seine Antwort auf den freisinnigen Antrag zur Wahlreform in Preußen hineinzuziehen. Die sozialdemokratische Fraktion hat sich diesen kleinen Fehler in ihrer Interpellation sehr geschickt zunutze gemacht. Für einen Reichskanzler, der nicht bloß die Reichsverfassung einschließlich des Reichstagswahlrechts zu wahren verpflichtet ist, sondern der selbst noch die geheime Wahl durch Sicherheitsmaßregeln geschützt hat, darf es nicht gleichgültig sein, wenn ihm indirekt der Vorwurf gemacht wird, daß er ein Gegner des Reichstagswahlrechtes sei. Fürst Bülow wird sich vor dem Reichstage als der verfassungsmäßigen Vertretung des deutschen Volkes wegen seiner Aeußerung zu rechtfertigen haben.

Doch wie immer sich der Reichskanzler zu der Wahlrechtsinterpellation stellen möge, in jedem Falle wird diese Interpellation im Reichstage besprochen werden. Daß sie keine praktischen Konsequenzen nach sich ziehen dürfte, ist ohne weiteres anzunehmen. Sie kann trotzdem eine Wendung unserer inneren Politik bringen, wenn der große Moment ein großes Geschlecht findet.

Der Vergleich mit dem 4. Dezember vorigen Jahres liegt nahe genug. Damals stellte Fürst Bülow bei den Blockparteien die Vertrauensfrage. Nacheinander traten die Sprecher der Konservativen, der Nationalliberalen und der Freisinnigen auf, um zu erklären, daß sie im Block bleiben wollten. Es war, wie immer man über die Veranlassung zu dieser gemeinsamen Kundgebung denken mag, ein wichtiger Augenblick. Fürst Bülow konnte die Sitzung mit dem beruhigenden Bewußtsein verlassen, eine sichere Mehrheit im Reichstage hinter sich zu wissen.

Diesmal handelt es sich um ein Gegenstück zum 4. Dezember. Weder auf die Sprengung des Blocks noch auf den Sturz des Fürsten Bülow kommt es unserer Meinung nach an. Was wir wollen und fordern, ist die entschiedene und schnelle Anbahnung einer wirklich durchgreifenden, den liberalen Wünschen entsprechenden Wahlrechtsreform in Preußen. Ob diese Reform mit dem Block, ob sie mit dem Fürsten Bülow oder ohne ihn erreicht wird, kümmert uns wenig. Und unseres Erachtens brauchen morgen — ähnlich wie am 4. Dezember — die Vertreter der einzelnen Parteien, die eine Wahlrechtsreform verlangen, nur auf die Tribüne zu steigen und die Bülowsche Erklärung unzweideutig zurückzuweisen — und der Eindruck einer solchen Manifestation wird selbst in den höchsten Regionen nicht ausbleiben können.

Es braucht dazu keiner langen Reden. Ist es doch ohnehin klar, daß sich im Reichstage eine ungeheure Mehrheit für die Beseitigung des preußischen Dreiklassenwahlrechts ergeben wird. Zentrum und Sozialdemokratie treten dafür ein. Auch der Zentralvorstand der nationalliberalen Partei hat sich mit erfreulicher Entschiedenheit gegen die Haltung der nationalliberalen Fraktion des Abgeordnetenhauses gewendet und die erforderlichen Vorbereitungen für eine Agitation zugunsten der direkten und geheimen Wahl sowie einer gerechteren Wahlkreiseinteilung in Preußen eingeleitet. Ebenso hat die freisinnige Vereinigung sich am letzten Sonntag für ein radikales Vorgehen in Sachen der preußischen Wahlreform entschieden.

Es ist im höchsten Maße beklagenswert, daß bisher wenigstens die freisinnige Volkspartei die frische Farbe der Entschließung in Sachen der Wahlreform nicht finden konnte. Wir trauen ihr natürlich keinen Augenblick zu, daß sie sich gegen diese Reform aussprechen wird. Aber die Haltung ihrer Presse läßt leider befürchten, daß es ihr in dieser Angelegenheit an dem nötigen Ernst fehlt. Sie unterschlägt bewußt alle Kundgebungen aus dem Lande, die sich für eine klare Stellung des Liberalismus in der Wahlrechtsfrage aussprechen. Sie wiederholt ferner bis zum Ueberdruß die törichte Phrase, daß sich die Liberalen zu „Schleppenträgern der Sozialdemokratie degradieren" würden, wenn sie offen und entschieden für die Wahlreform in Preußen eintreten; und sie gerät in Erregung, wenn sie darauf aufmerksam gemacht wird, daß jetzt der Augenblick zum Handeln gekommen sei.

Immer wieder muß man von gewissen Parlamentariern der freisinnigen Volkspartei hören, daß die Freisinnigen im Abgeordnetenhause eine „kleine Minderheit" bilden und nur durch „kluges sachliches Vorgehen" dem Fortschritt auf die Beine helfen können. Ja, wenn man uns nur sagen wollte, was denn eigentlich das „kluge sachliche Vorgehen" bisher genützt hat. Es hat keine einzige reaktionäre Errungenschaft zunichte gemacht, weder das Volksschulunterhaltungsgesetz noch die Enteignungsvorlage, noch sonst etwas. Es hat auch den Fortschritt in Preußen nicht im geringsten gefördert. Oder sind nicht die Freisinnigen in Preußen immer weiter degradiert worden? In der Legislaturperiode 1873 bis 1876 hatten sie noch 72 Abgeordnete; dann ging es herunter, wenn auch mit einigen Schwankungen; erst auf 67, dann auf 35; in den folgenden Perioden stieg die Zahl wieder ein wenig, um 1889 auf 28 zu fallen, und 1894 gar auf 20. Dann gab es 1899 wieder einen kleinen Aufschwung auf 36, eine Zahl, die 1903 schon wieder auf 32 fiel.

Diese Zahlen sind nicht sehr imposant. Wo ist da eigentlich der durch das „kluge sachliche Vorgehen" erzielte Fortschritt? Und bei den nächsten Wahlen? Wenn der Freisinn auch diesmal sich nicht zu einer entschiedenen Haltung durchringen kann, wenn er nicht offen für die Wahlreform in Preußen eintritt, dann wird er in einem Wahlkampfe, der um das Wahlrecht geführt wird, zwischen zwei Mühlrädern sitzen. Darf er sich wundern, wenn er zerrieben wird?

Wir wissen leider nur zu gut, daß es innerhalb der freisinnigen Parteien „unsichere Kantonisten" gibt, die am liebsten auch diesmal einer Entscheidung ausweichen möchten. Aber wir hoffen, daß diese Elemente nicht auch jetzt wieder, wie leider so oft schon, über den entschiedeneren Flügel des Freisinns einen verhängnisvollen Erfolg davontragen werden. Wenn auch die freisinnige Volkspartei energisch für die preußische Wahlreform eintritt, dann sieht sich Fürst Bülow einer kompakten Mehrheit im Reichstage gegenüber, deren Willen er nicht ignorieren kann.

Der kommende Tag kann eine Entscheidung bringen; er kann aber auch dazu beitragen, den Fortschritt im Reich wie in Preußen verkümpfen zu lassen. Nicht um eine Verdrängung des Fürsten Bülow handelt es sich dabei; man arbeitet schließlich immer noch lieber mit einem Kulturdiplomaten als mit einem Draufgänger, der nur Nerven, aber kein Gehirn hat. Aber es muß vorwärts gehen. Der Wille zum Fortschritt muß morgen im Reichstage zum Ausdruck kommen. Sonst wird der Freisinn zu einer Handvoll Offiziere, die keine Armee hinter sich hat.

---

* Nach einem uns aus Gnesen zugehenden Privat-Telegramm steht die Ernennung des **Domherrn Kloske** zum **Erzbischof von Posen-Gnesen** unmittelbar bevor.

Eine französische Aufmerksamkeit für Kaiser Wilhelm.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

L Paris, 21. Januar.

Hauptmann **Moll**, der Leiter der französischen Expedition zur Regelung der Grenze zwischen Französisch-Kongo und Kamerun, hat gestern dem Präsidenten Fallières ein Album mit Photographien aus den Tagen der Expedition überreicht. Ein gleiches Album in ebenso kostbarer Ausstattung soll nach dem „Journal" mit Genehmigung der französischen Regierung dem Deutschen Kaiser angeboten werden sein. Der Kaiser hat die Gabe angenommen. Die deutsche Expedition unter Hauptmann v. Seefried und die französische unter Moll haben in Afrika lange Monate hindurch friedlich zusammengearbeitet und werden demnächst zum diplomatischen Abschluß ihrer Arbeit wieder in Berlin zusammentreffen. Die Aufmerksamkeit, die man dem Kaiser erweisen will, zeigt, daß man auf französischer Seite eine rasche und befriedigende Lösung der Grenzfrage zwischen Kongo und Kamerun erwartet.

Der „Herzog von Tervueren".

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

N Brüssel, 21. Januar.

Der sozialistische „Peuple", der sich über die Verhältnisse der königlichen Familie immer außerordentlich gut unterrichtet gezeigt hat, teilt in bestimmtester Form die hier großes Aufsehen erregende Tatsache mit, daß König Leopold soeben den Versuch gemacht habe, dem vor Jahresfrist geborenen Sohn Lucien der Baronin Vaughan den Titel eines Herzogs von Tervueren zu verleihen. Die Minister sollen sich angeblich dem Versuch aufs heftigste widersetzt haben, wobei es besonders zwischen dem Minister des Auswärtigen, Davignon und dem König zu „grotesken" Auseinandersetzungen gekommen sein soll. Dem „Peuple" zufolge hat sich auch in der belgischen Aristokratie eine lebhafte Agitation gegen die Adelsverleihung an den Sohn der Baronin Vaughan geltend gemacht. Das Kind, das, ohne daß dem bisher widersprochen wurde, als ein Sproß des

---

Aus den Konzerten.

Von

Dr. Leopold Schmidt.

Ob man so schlankweg von einem Fortschritt unserer musikalischen Kultur sprechen darf, möchte zuzeiten recht fraglich erscheinen. Mit der größeren Verbreitung des Klavierspiels und der Notenkenntnis, mit dem Aufschwung des Musikalienhandels und der Teilnahme weiterer Kreise an der öffentlichen Musikpflege ist die Sache mehr in die Breite als in die Tiefe gegangen, und die Zeichen zunehmender Oberflächlichkeit, ja Verwilderung drängen sich förmlich auf. Ein Gebiet ist jedoch, das tatsächlich eine nicht zu verkennende Verfeinerung aufweist: der höhere Männergesang. Hier haben die letzten Jahrzehnte gründlichen Wandel geschaffen. Wenn nun ein Chor wie der Berliner Lehrergesangverein, der unter der Leitung seines trefflichen Dirigenten Felix Schmidt unentwegt für die künstlerisch-vornehme Ausführung einer durchaus ernst zu nehmenden Literatur eingetreten ist, sein reiches Können in den Dienst des Volkes stellt, so wird er dadurch recht zu einem Kulturträger. Als die Herren am Sonntag im dichtgefüllten Zirkus Busch ihre Volkslieder aus des Kaisers Liederbuch erschallen ließen, da sagte ihnen wohl der widerhallende Beifall, wie vielen sie eine seltene und echte Freude bereitet haben. Gerade unsere Männerchöre sollten regelmäßig derartige volkstümliche Konzerte veranstalten; sie sind das Instrument, das am leichtesten zu Herzen geht und am meisten verstanden wird.

Das siebente „Große Konzert" des Mozart-Orchesters unter Karl Panzner begann mit Weingartners II. Sinfonie in Es. Panzner hat seinerzeit das frische Werk, das manchmal unbefangen Themen von nicht unbestreitbarer Originalität verwendet, aber lebendige und natürliche Musik, in Bremen aus der Taufe gehoben. Er dirigierte es auch gestern mit Hingebung und Schwung und riß das Orchester, wie immer zu einer sonst ungewohnten Leistungsfähigkeit mit. Solisten des Abends waren der Karlsruher Hofopernsänger Hermann Jadlowker und Henri Marteau. Jadlowker, den wir von Gastspielen an der Komischen Oper her kennen, ist einer der wenigen Tenöre, die stimmliche Begabung mit technischem Können verbinden. Er sang mit viel Geschmack die Arie des Lensky aus Tschaikowskys „Eugen Onegin" und drei Lieder von Cornelius, Strauß und Brahms, die ihm Eduard Behm am Klavier begleitete. Marteau spielte Lalos „Symphonie Espagnole" und flattete das etwas seichte Virtuosenstück mit allen Reizen seines schönen schlackenfreien Tones und seiner zu voller Mühelosigkeit gesteigerten Technik aus. Er wurde mit Beifall empfangen und zu einer Zugabe veranlaßt; und er darf sicher sein, daß er von allen Seiten freudig als der unsrige begrüßt wird. Für mich gehört er zu der Armee der Könner, die international ist und äußerer Abzeichen nicht bedarf.

Paul Goldschmidt, der Pianist, gab mit dem Cellisten Mariz Loewensohn einen Sonatenabend. Beide sind in ihrem Fach tüchtige Künstler, und gern läßt man sich von ihnen auch in unbekannte Werke einführen. Tiefere Eindrücke löste freilich ihr Programm nicht aus. Camille Chevillard ist auch in seiner B-dur-Sonate op. 15 der zwar gewandte, aber wenig persönliche Musiker, den wir aus seinen Orchesterwerken kennen, und der den Kammerstil leicht zugunsten des Salonmäßigen verläßt. Emanuel Moor's Musik läßt uns mehr die Fähigkeit als die Notwendigkeit des Schaffens empfinden; viel Noten, viel Routine, aber nur selten prägnante oder gar eigene Ideen. Seine G-dur-Sonate op. 55 enthält ein hübsches Scherzo. Die F-dur-Sonate von St. Saëns (op. 123) ist ein schwaches Alterswerk, ähnlichen Schöpfungen des Meisters nicht vergleichbar. In dem Variationensatze (Scherzo con variazioni) spürt man noch am meisten etwas von dem Esprit und der Grazie früherer Zeiten. — Der Geiger Ferencz Hegedus (über den erst kürzlich hier berichtet wurde) und die Pianistin Lily Henkel hielten sich in ihren gemeinsamen Vorträgen an bekannte Meisterwerke der Sonatenform. Die A-dur-Sonate von Brahms, mit der sie begannen, geriet ihnen technisch sauber, aber wurde in ihrem Stimmungsgehalt doch nur sehr unvollkommen erschöpft.

Nun habe ich auch den Baritonisten Robert Sperry gehört, der es unternommen, in sechs Matineen einen Ueberblick über die Schubertsche Lyrik zu geben. Schon diese Tat kennzeichnet ihn als ernsten Künstler. Die Art der Ausführung nicht minder. Die halb baritonale, halb tenorile Stimme ist weich und edel, die Tonbildung namentlich im Piano und im gemischten Register vortrefflich, desgleichen die Aussprache. Im einzelnen war manches wunderhübsch, wenn auch nicht frei von Sentimentalität; man wünschte, der Sänger ginge mehr aus sich heraus, es fehlt der letzte Elan zu wirklich großen Wirkungen.

Die beiden besuchtesten und erfolgreichsten Konzerte der vorigen Woche waren die Liederabende der Culp und Meßchaerts. Frau Julia schaltet über ihren Besitz mit so anmutiger Freiheit, daß man sich ihres Könnens kaum noch bewußt wird. Meister Johannes, der ausgesprochene Liebling unseres Publikums, der diesmal auch dem Humor sein Recht ließ, gab namentlich in Löwe-Vorträgen wieder Einziges in seiner Art. Dergleichen darf nicht unerwähnt bleiben, wenn es auch nicht mehr kritisiert zu werden braucht. Das gilt auch für den populären Klavierabend Eduard Nislers in der Philharmonie.

* * *

Auf anständiger Höhe bewegt sich der Komponist Richard Kursch. Alles, was er schafft, baut sich auf solider Grundlage auf. Aber man täte ihm unrecht, wollte man ihn als einen von den Vielzubielen betrachten, deren im Grunde anständige Musik besser unaufgeführt bliebe. Seine Duette op. 33 kommen ganz gewiß dem Bedürfnis derer entgegen, die den Wohlklang im Dienste der Poesie lieben. Natürlich wird ein Kammermusikwerk, so gut es geboten ist, immer unter dem Mangel von Eigenart leiden. Herr Kursch geht landläufigen harmonischen Wendungen möglichst aus dem Wege, ergibt sich aber in dem stets gefährlichen zweiten Satz einer durch reichliche Homophonie unterstützten Sinnlichkeit. Manchmal verunglückt er auch in dem Streben nach einer Originalität, die ihm nicht liegt. Aber alles dies konnte den günstigen Gesamteindruck nicht wesentlich abschwächen.

Im Beethoven-Saal gab Marie Tauszky im Verein mit dem Philharmonischen Orchester Proben ihres Klavierspiels. Behende laufen ihre Finger über die Tasten und legen für gute Ausbildung Zeugnis ab. Ihr ganzes Wesen weist sie auf das Kleine, Anmutige, dem sie mit Geschmack gerecht wird. Ein kleiner Gedächtnisfehler in Saint-Saëns G-moll-Konzert war für den Verlauf des Abends von keiner Bedeutung. Das Ewig-Weibliche hatte in der Konzertgeberin eine angenehme und begabte Vertreterin gefunden.

Es war recht viel Lärm um recht wenig, den Gustav Berger im Klindworth-Scharwenka-Saal verursachte. Ein sogenannter Wegweiser durch seine Kompositionen entsprach durchaus nicht unserem